

ANDREAS
PFLÜGER
RITCHIE
GIRL
ROMAN
SUHRKAMP



Andreas Pflüger

RITCHIE GIRL

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2021
© Suhrkamp Verlag Berlin 2021
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Gesetzt von Andreas Pflüger aus der Guyot
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-43027-9

Für meinen wichtigsten Menschen

KEINE, DIE SO GING WIE ICH

Jenen Boden zu berühren könnte eine Heimkehr sein
In demselben Kleid aus Asche wie am Tag, an dem ich ging
Doch bis hoch zum Wolkenturm, in dem mein Bildnis hing
Wären's tausend Schritte und ein Atemzug aus Stein

Keinem, den ich kannte, ist ein Hauch von mir geblieben
Ich will stehen, wo sie starben, will weinen, wo sie lachten
Begreifen, wer sie waren, an wessen Grab sie wachten
Ganz als sei ich noch dieselbe, so als könnt ich wieder lieben

Wär's allein ein Ozean, der mich jetzt davon trennt
Alles, was vom Abschied blieb: ein Stich, ich spürt' ihn kaum
Ein Koffer mit Gebeten, ein Kuss, und sei's im Traum
Und mich nicht bitter sehnen, dass einer mich noch kennt

In den dunklen Raubtierstunden war es Trost, fast Glück
Zu wissen, was mich gehen ließ aus jenem kalten Land
Als könnt ich dereinst wiederkehr'n, weil ich all dies verstand
Doch keine, die so ging wie ich, kommt einfach so zurück

MAE WEST

DIESE EINE WELLE würde sie nie vergessen. Noch bevor der taumelnde Bug des Schiffes sie rammte, fühlte Paula sie heranrollen, eine Walze von seelenloser Urgewalt, geschmiedet nur für den Moment, in dem sie den Stahl der U.S.S. Coleman zum Beben und Knirschen brachte und das zweite Unterdeck in ein Panoptikum von zitternden Fratzen verwandelte.

Sie starrte in die Augen von Violet auf der Pritsche über ihr, dachte, *wie kann das sein*, und wurde gewahr, dass sie auf dem Boden lag. Violets Mund klappte zu einem Schrei auf, stumm, weil Paulas Herzhämmern alles andere übertönte; die mollige Violet, gleich alt, keine dreißig, die am Pier in New Jersey von den Großeltern und einer Tante verabschiedet worden war, so innig, dass Paula, die kein Lebewohl bekam, von niemandem, einen Stich gespürt hatte.

Als der Schiffskörper wie eine Glocke dröhnte, auf die King Kong eindrosch, und die zweite Welle, jetzt aus nackter Angst, durch die sechshundert Menschen raste, die man in drei Lagen übereinandergestapelt hatte, füllte Violets weit aufklaffender Mund Paulas ganzes Blickfeld aus.

Sie vermeinte, in der Luft zu hängen, eine schwebende Jungfrau in einem Zaubertrick des Meeres. Sie wollte sich an einer Strebe festhalten, streckte sich, griff ins Leere. Sie ruderte mit den Armen, flog gegen ein Heizungsrohr.

Etwas schlug nach ihr. Es wurde stockfinster, dann flackerten die zwei roten Funzeln wieder, erloschen, flackerten. Vor Paula zuckten Gesichter von Männern auf, wirre Blicke, eine

schneeweiße Faust, die den Schaft eines Bajonetts umschloss; Soldaten, die noch beim Kohlenbunkern in Gibraltar, wo der Hafen schwarz von britischen Kriegsschiffen gewesen war, an der Reling gestanden und Mädchen hinterhergepiffen hatten, in den Mundwinkeln lässig Kippen.

Aber jetzt, nach drei Tagen Sturm und der dauernden Angst vor deutschen U-Booten, sah Paula in allen Augen, was auch sie wie eine Atemnot quälte: die Frage, ob sie in diesem Krieg, den die meisten bloß aus *March of Time* kannten, je ankämen oder ob sie hier unten sterben mussten, in diesem Gefängnis, das von Ungeziefer starrte, in dem es nach Diesel, Schmieröl, klammer Kleidung und Erbrochenem stank.

Als sie aus einem Dämmer hochschreckte, Bewusstlosigkeit näher als Schlaf, war es vorbei. Sie wusste nicht, ob Tag oder Nacht war. Das Schiff schaukelte sachte. Dass sie Fahrt machten, erkannte Paula nur am Stampfen der Motoren. Violet, die schon beim Ausrücken aus Camp Ritchie resolut erklärt hatte, dass sie auf gar keinen Fall ungeschminkt in den Krieg ziehen würde, malte die Lippen nach. Aber ihre Augen waren stumpf, noch in der Hölle der letzten Tage.

Zum ersten Mal seit Ewigkeiten wagte Paula sich nach oben. Vom Fallreep warf sie einen Blick in das zweite Quartier, auch dort sechshundert, apathisch. Draußen herrschte tiefe Nacht. Soldaten lehnten an der Reling. Alle hatten *Mae West* am Hals, die Schwimmweste, die niemand ablegen durfte, nicht einmal beim Schlafen. Die Männer flüsterten, noch zerschlagen vom tagelangen Beten.

Sterne so fett wie mit Fingerfarben an den Himmel gemalt, aber nirgends Land. Paula saugte die klare Salzluftein, um die Angst nicht mehr zu schmecken. Sie spürte Blicke. Vermutlich waren die Frauen des Women's Army Corps, die sich an Bord befanden, für diese Männer die letzten Amerikanerinnen, die sie auf lange Zeit zu Gesicht bekamen. Sie verstand das. Doch

jetzt wollte sie für sich sein. Sie sehnte sich danach, den widerwärtigen Geruch loszuwerden, wollte ihr Zittern nicht hinter Geplänkel verstecken.

Erneut fragte sie sich, wohin man sie bringen würde. Allein die höheren Offiziere kannten das Ziel. Einem mickrigen First Sergeant wie ihr blieben nur Mutmaßungen. Bei ihrem letzten Deckaufenthalt war es nach Osten gegangen; das konnte alles und nichts bedeuten. Vielleicht Malta, ein sonniger Posten in dem dortigen Hauptquartier, das die amerikanisch-britischen Operationen im Mittelmeerraum koordinierte.

Oder Sizilien, wo der Krieg längst vorbei war.

Wenn sie Pech hatte: Griechenland. Dort kämpften die Engländer gegen kommunistische Partisanen, wie Paula in Camp Ritchie erfahren hatte. Die Alliierten tauschten das Personal je nach Bedarf; keiner wurde nach einer Wunschliste gefragt.

Paula sah zum Himmel und suchte den Polarstern, rätselte, welcher es war. Violet wüsste es. In Ritchie waren die Männer in Wetterbeobachtungen geschult worden, und Violet war für das Unterrichtsmaterial zuständig gewesen. Obgleich sie eine Zeit auf derselben Stube gelegen hatten, kannten sie einander nur flüchtig. Paula wusste wenig mehr von Violet, als dass sie aus Texas stammte und ihr Mann bei den Bombern im Pazifik war. Als Dexter ausrücken musste und Violet sich in Galveston an der Bushaltestelle von ihm verabschiedet hatte, war sie von einer sympathischen Frau in der Uniform des Women's Army Corps angesprochen worden. Die Frau hatte sie gefragt, ob sie helfen wolle, ihren Mann schnell heimzubringen. Kaum hatte Violet genickt, war sie um eine Unterschrift gebeten worden. Sie hielt es für eine Art Petition, wurde indes eines Besseren belehrt, als sie sich kurz darauf in Ritchie wiederfand.

»Trotzdem Schwein gehabt«, hatte sie erklärt, nachdem sie ihre Geschichte dort zum Besten gegeben hatte. »Als ich eine Woche hier war, kam Hurricane *Surprise* auf einen Sprung in

Galveston vorbei und hat unser Haus zum Baden in die West Bay geschickt. Stellt euch vor, ich wäre drin gewesen; ich kann doch gar nicht schwimmen.« Sie war eine von denen, die sich über den verrückten Jitterbug, den ein Leben tanzen konnte, keine großen Gedanken machten. Violet und Paula waren die einzigen Schreibkräfte an Bord; die anderen Frauen gehörten dem Schwesterncorps an, *GI Nightingales*. Etliche würden auf der Coleman bleiben, um bei der Rückfahrt die Verwundeten zu pflegen, die sie in ihrem Zielhafen aufnahmen. Die Übrigen kämen sicher an die Front.

Paula dachte an Sam, ihren besten Freund in Ritchie. Wie mochte es ihm ergangen sein? Ende November hatte sie einen Brief von ihm bekommen, Zeilen, bei denen er hoffen musste, dass sie durch die Zensur gehen würden. Ritchie besaß dafür eine eigene Dienststelle, und Sam konnte nicht wissen, dass Paula inzwischen eine von denen war, die in der Feldpost alles schwärzten, was Hinweise auf das jeweilige Einsatzgebiet und die dortige Lage hätte geben können. Ihre Vorgesetzten glaubten, dass Frauen ein scharfes Gespür dafür hätten, verborgene Botschaften in den Briefen zu entdecken.

Als ob Schnüffeln uns im Blut läge, hatte Paula gedacht.

Aber es ließ sich nicht leugnen, sie war sehr gut darin. Auch Sam hatte ihr einen Hinweis hinterlassen, als er schrieb, dass *das Essen erstaunlich lecker ist, fast wie an dem Tag im Camp, als man uns diesen Vortrag über Sexualhygiene hielt und wir so lachen mussten*. Es hatte Paula verraten, dass Sam in Frankreich war, denn an besagtem Abend hatte ihr neuer Koch, ein Franzose, der zuvor Küchenchef im Waldorf Astoria gewesen war, ein fulminantes Cassoulet aufgetischt, und Ritchie hatte sich für eine Stunde in einen fast lebenswerten Ort verwandelt.

Die Arbeit in der Zensurstelle war nur ein kleiner Teil von Paulas Arbeit gewesen. Sie beherrschte fließend Französisch und Deutsch; vor allem hatte sie Nachrichten der Résistance

übersetzt, außerdem Funksprüche von Widerstandsgruppen wie der Roten Kapelle. Doch am härtesten war die Zensur der Feldpost für die in Ritchie stationierten Frauen, deren Männer im Krieg kämpften. Häufig hatte sie schlimme Nächte, wachgehalten von der Frage, ob sie das Recht hatte, ihnen zu unterschlagen, wie es um ihre Liebsten stand. Das waren dieselben Frauen, die sie aufsuchen musste, wenn deren Antwortbriefe nicht patriotisch genug waren. Sie hatte ihnen einzuschärfen, keine Sorgen zu erwähnen, mochten sie noch so bedrängend sein, nie zu klagen, ihre Männer mit keinem Leid zu belasten, sondern zu betonen, dass an der Heimatfront alles gut war.

Vor diesen Frauen hatte sie den Blick senken müssen. Alice, der Schwiegervater an Krebs erkrankt. Florence, deren Sohn wegen des Diebstahls von lachhaften zwei Dollar vor Gericht sollte. Majorie mit der Fehlgeburt. Viele mehr. Manche hatten Paula gehasst. Und es stand ihnen zu. Darum hatte sie irgendwann begonnen, selbst zu entscheiden, was sie schwärzte und was nicht. Aber an ihren Träumen hatte es nichts geändert.

Die Coleman pendelte die Dünung aus, eine Kinderwippe, ganz so, als wollte sie zwölfhundert junge Menschen in einen sorgenlosen Schlaf wiegen. Die Sterne waren das einzige Licht auf dem verdunkelten Schiff. Paula schlang die Arme um ihren Körper, froh trotz der warmen Brise.

Als sie wieder unter Deck ging, hörte sie einen GI zu einem anderen sagen: »Ich wette: Norditalien. Die Nazis haben aus den Alpen eine verdammte Festung gemacht, und wir werden dort ins Feuer geschmissen.«

Im Bauch des Schiffes wusste die Zeit nichts mit sich anzufangen, trödelte saumselig vor sich hin. Am Morgen reinigten die Frauen des Schwesterncorps das Quartier mit Kernseife, bis nichts mehr an die letzten Tage erinnerte, außer dem sauren Geruch. Paula half mit, froh, etwas tun zu können, sei es noch

so eklig. Keiner der Männer rührte auch nur einen Finger. Sie wären eher auf ihrem eigenen Erbrochenen ausgerutscht, als einen Schrubber in die Hand zu nehmen. *Das ist Frauenarbeit*, sagten ihre stoischen Mienen, während sie Comics lasen und Karten spielten. *Ihr kriegt einen lockeren Job in der Etappe, aber wir riskieren für euch unser Leben.*

Erneut war Entlausungs-Appell, zum dritten Mal seit New Jersey. Ein Corporal quetschte mit einer Art Pferdespritze ein Desinfektionsmittel in den Kragen der Bluse, in Ärmel, Stiefel, zuletzt in den Rocksäum. Jetzt juckte es mehr als vorher.

Paula verstand nicht, dass viele wieder essen konnten. Sie musste sich zu jedem Bissen zwingen. Doch das Wenige, was sie hineinquälte, behielt sie wenigstens bei sich. Unten war es schrecklich heiß und stickig. So viele Menschen auf engstem Raum waren lauter als der Times Square. Wie sie die Männer beneidete, die im Unterhemd waren; manche nicht mal das.

Für jeden Atemzug an Deck war sie dankbar. Noch immer Wasserwüste. Im Heckwirbel balgten Möwen um Abfälle, am Himmel ab und zu ein Brummen hinter der Kimm. Aufklärer vermutlich, aber wohl keine deutschen. Die Alliierten besaßen längst die Lufthoheit, wie über Lautsprecher angesagt worden war, um die Moral zu stärken.

Einmal, in tiefer Nacht, hörte sie Violets leise Stimme über sich: »Bist du wach?«

»Ja.«

Violet kletterte herunter und setzte sich neben Paula. Ihre Augen waren blank, sie hatte geweint. »Du warst doch auf der Poststelle«, flüsterte sie. »Kam es da vor, dass ihr Briefe nicht an uns weitergeleitet habt? Also, nicht einmal mit schwarzen Stellen?« Als Paula sich ihre Antwort noch zurechtlegte, stieß Violet hervor: »Ich habe Dexter jede Woche geschrieben, aber es ist bald ein halbes Jahr her, dass er zuletzt geantwortet hat. Und ich weiß nicht, ob ... ob ...«

»Wenn ihm etwas passiert wäre, hättest du es ganz sicher erfahren«, sagte Paula. »Sowas wird nicht zurückgehalten.«

»Das meine ich ja nicht«, brachte Violet heraus. »Er ist auf Hawaii stationiert. Ich habe mal Aufnahmen gesehen, in der Kinowochenschau. Dort scheint es ganz ungezwungen zuzugehen. Die Frauen in dem Film waren ...« Sie schluchzte auf. »Ich weiß ja, dass ich keine Schönheit bin. Eigentlich habe ich nie verstanden, wieso Dexter mir den Hof gemacht hat.«

Paula verlieh ihrer Stimme Festigkeit. »Wir hatten doch die Anweisung, Post aus Hawaii besonders streng zu behandeln, weil da so viele Japaner sind«, flüsterte sie. »Jeden Satz haben wir fünfmal durchkauen müssen. Manchmal war am Ende fast alles schwarz, und der Captain hat dann gemeint: ›Den lassen wir verschwinden, sonst denkt seine Frau noch, er hätte wer weiß was geschrieben.««

Violets Augen trieben im Tränenwasser. »Ach so?«

»Das muss unter uns bleiben«, raunte Paula. »Ich dürfte dir das gar nicht sagen.«

Im ersten Moment fühlte die Lüge sich falsch an, aber als sie Violets glückliches Gesicht sah, setzte Paula hinzu: »Ich kann mich sogar an einen langen Brief von Dexter erinnern. Er liebt dich sehr und vermisst dich.«

Ganz gleich, wie es um die Ehe stand: Wer im Krieg nichts zum Festhalten hatte, stürzte ins Nichts. Sie wusste das genau. Und auch, dass es bei ihr so sein würde.

PURPLE HEART VALLEY

Morgens weckte sie das Gebrüll des Master-Sergeant-Gorillas.
»Alle raus! Marschgepäck fassen! Frauen zuerst!«

Sie hatten nicht einmal Zeit, sich notdürftig zurechtzumachen, wankten an Deck. Ein englisches Geschwader jagte am grauen Himmel über sie hinweg, so tief, dass Paula die blauen Auspuffabgase sah. Sie ankerten eine Viertelmeile vor einem Hafen oder dem, was einmal ein Hafen gewesen war. Zuerst glaubte sie, dass Stahlbarrieren aus dem Becken ragten, dann erkannte sie ausgebrannte Schiffsrümpfe mit zerfetzten Aufbauten, die Türme von U-Booten. Ein riesiger Flugzeugträger versperrte die Einfahrt, bis knapp unters Deck ins Wasser eingesenken. An der Kommandoinsel prangten die italienischen Farben, darüber stand *Aquila*.

Sie sprach einen Major an. »Verzeihung, Sir, wo sind wir?«
»Genua.«

Bärtige Männer standen auf Fischerbooten und begrüßten sie mit ratternden Salven aus Maschinenpistolen. Sie waren in verwegendem Räuberzivil, trugen rote Halstücher, reckten die Fäuste und lachten. Es war drückend schwül, aber einer, klein und knochig wie Stan Laurel, trug eine Pelzmütze, als käme er eben aus Stalingrad. Von den Quais hingen Krangerippe halb ins Wasser, ihr Stahl verbogen von gewaltiger Hitze. Dahinter sah Paula Schutthügel emporwachsen, einst Häuser, Fabriken. Rauchsäulen standen am Horizont.

Es roch wie damals, an dem Tag des großen Feuers, als ihr Bildnis zu Asche wurde.

Sie hörte zwei Offiziere: »Ist der Schrottplatz von uns?«

»Nein, das waren die Tommies; den Träger haben die Jerrys gesprengt, bevor sie vor drei Tagen getürmt sind.«

Befehle schnarrten aus den Lautsprechern: »Am Fallreep Gasse freilassen! Frauen in die erste Reihe!«

Paula sah Barkassen in einem Zickzackkurs auf die Coleman zuhalten, derart überladen, dass sie bei stärkerer Dünung vollgelaufen wären. Dann erkannte sie amerikanische Uniformen. Männer hingen halb überm Bug und dirigierten vorsichtig.

»Der Hafen ist vermint«, raunte einer hinter ihr.

Die erste Barkasse wurde vertäut. Mit den Winden wurden Verwundete an Bord gehievt. Sie waren bei Bewusstsein, aber teilnahmslos. Als man sie an den Frauen vorbeitrug, verstand Paula, warum man sie in der ersten Reihe haben wollte. Diese Männer sollten ein weibliches Wesen sehen, ein Lächeln. Also strahlte sie wie die anderen übers ganze Gesicht und machte aufmunternde Bemerkungen. »Sag nicht, dass du verheiratet bist ... Dich päppeln wir schon wieder auf ... Na, lädst du mich heute Abend auf einen Drink ein? ... Hallo, Großer, bist du der Bruder von Errol Flynn?«

Der Letzte war ein halbes Kind, beide Hände amputiert, die Verbände an den Stümpfen schwarz. Es schnürte ihr das Herz ab, als sie sagte: »Wegen so einer Schramme willst du heim?«

Die Parade der Sanitäter war durch irgendetwas ins Stocken geraten, und der Junge sah zu Paula hoch. Das linke Auge war von Sekret so verklebt, dass er es nicht aufbekam. In den eingefallenen Lippen war kein Blut mehr. Sie beugte sich zu ihm, küsste seine eiskalte Stirn. Er flüsterte etwas.

Paula ging mit ihrem Ohr nah an seinen Mund.

»Sagen Sie das meiner Verlobten.«

Sie schämte sich für ihr Zittern, schämte sich, dass sie ihre Tränen wegwischen konnte, dass sie einen lächerlichen Sturm für den Krieg gehalten hatte. Violet gab ihr einen Schubs; sie

hatten Befehl, eine Barkasse zu besteigen. Schulter an Schulter kauerten die Frauen auf ihren Seesäcken, sprachen nicht. Der Minenlotse bestimmte den Kurs mit heiseren Rufen. Auf dem Wasser schwamm gelber Schaum. Ein Schachspiel, eine Bibel, verschmortes Bakelit, aufgedunsene Tierkadaver, Fetzen von Uniformen, immer wieder Leichen.

Als sie sich den Partisanenbooten näherten, hörte Paula sie singen, ein schmissiges Kampflied. Doch sie musste an einen traurigen Song von Sinatra denken, dessen Titel ihr nicht einfiel. *The loveliest day, the brightest sun is like a night without a star. These are the lonely, gloomy hours like only in love or at war.* Die Männer winkten und warfen den Frauen Kuschhände zu. Paula wollte lächeln, aber ihre Mundwinkel waren starr.

»Was denkst du, wo wir hinkommen?« flüsterte Violet.

Sie zuckte die Schultern, es war ihr gleich.

Am Pier saßen hunderte amerikanische Soldaten auf ihren Tornistern und warteten mit grauen, eingefallenen Gesichtern darauf, endlich eingeschifft zu werden. Sie sahen aus, als fielen sie um, wenn sie stehen müssten.

Paula ging von Bord. An Land gab es kein heiles Stück Holz oder Metall, keinen Stein, den nicht Maschinengewehrgarben beharkt hätten. Selbst der Himmel hing in Fetzen. Auf einem deutschen Militärtransporter waren Leichen wie Klafterholz aufgeschichtet, alle nackt, darunter Frauen. Fliegengeschmeiß hatte sich auf ihnen niedergelassen. Paula würgte. Sie musste wegsehen und sich ein Taschentuch vor die Nase halten.

Der Master Sergeant brüllte: »Schwesterncorps zu mir!«

Als die anderen sich in Reih und Glied aufstellten, standen Paula und Violet verloren da, unsicher, wohin sie sich wenden sollten. Dann hielt ein »Pile Car« neben ihnen, ein bulliger GI sprang aus dem Jeep. Er hatte die Ärmel hochgekrempelt; das Gesicht war wie aus grobem, dunklem Lehm gebrannt.

»Ist eine von Ihnen Paula Bloom?« fragte er.

»Ich.«

»Harvey Davis, Ma'am. Ich habe Befehl, Sie mitzunehmen.«
Er schnappte sich kurzerhand ihren Seesack und warf ihn auf die Rückbank des Jeeps.

»Sagen Sie mir zuerst, wo es hingeht«, forderte Paula.

Davis verschränkte die Arme. Zwar war er ein einfacher GI, ein *Dogface*, aber als Frau durfte sie ihm keine Befehle erteilen, selbst wenn sie Colonel wäre.

»Geh schon«, sagte Violet. »Und schreib mir mal.«

Sie umarmten einander; Fremde, und doch kannten sie in diesem Land sonst niemanden. Als sie abfuhr, wandte Paula sich noch einmal um, sah Violet winken, plötzlich nicht mehr pummelig, jetzt ganz klein und zart.

Eine halbe Stunde oder länger kurvten sie kreuz und quer in der Hafengegend herum. Davis suchte seinen Weg auf Straßen, die immer wieder durch Schutt so eng geworden waren, dass der Jeep kaum hindurchpasste und sie an Gestein, Beton, rostigen Eisenstreben langschrämten. Manchmal ragte ein Arm aus Trümmern, ein Bein; nackte, ausgebleichte Knochen. Oft musste Davis stoppen, umdrehen, weil Geröll alles blockierte. Menschen sahen sie kaum, und wenn, dann krochen sie in der Verheerung herum, durch Gelump, Unrat, Schrott, und suchten irgendetwas. Einmal, mitten auf der Straße, eine Madonna ohne Kopf. Wie vom Himmel gefallen.

Davis bremste hart. Vor ihnen drängte eine zeternde Meute aus dem Torso eines Depots. Sie hatten lauter unnütze Dinge ergattert: Bügeleisen, Essgeschirr, Putzeimer, Besen. Ein abgemagerter Mann stellte einer alten Frau ein Bein. Er wollte ihr einen Staubwedel aus den Händen winden und trat ihr, als sie die Beute wimmernd verteidigte, so lange gegen den Kopf, bis er das Utensil hatte. Er rannte fort, blieb stehen, starrte es an, schmiss es achtlos weg. Die Menschen stießen Triumphgeheul

aus, das wie Wehklagen klang. Einige ließen ihre Eroberungen fallen, stürmten mit geballten Fäusten auf den Jeep los. Davis bleckte gelbe Zähne. Er stieß zurück, wendete tollkühn. Den Revolver steckte er erst weg, als das Gebrüll verklungen war. Paulas rechte Hand tat weh. Sie hatte ihre Fingernägel so tief hineingegraben, dass es blutete.

Dann, endlich, lag die Stadt hinter ihnen. Die kurvige Landstraße war unbeschädigt bis auf tiefe Rillen von Panzerketten. Dörfer krallten sich an die Hänge, auf den Weinbergen waren die Reben verdorrt. Als Paula einen Blick zurückwarf, sah sie das graue Meer, Kriegsschiffe am Horizont. Lauter unsinnige Gedanken jagten durch ihren Kopf. Sie fragte sich, ob Albert Einstein je in Italien gewesen war; ob man auf dem Rasen vor dem Weißen Haus noch picknicken durfte; wo Otto Dix jetzt sein mochte; dass sie als Frau bei einer Gefangennahme nicht nach dem Haager Abkommen behandelt werden müsste.

Paula bemerkte, dass Davis auf ihre Beine starrte, und zog den Rock glatt. »Genießen Sie die Aussicht, Soldat?«

Er grinste. Aber mehr aus Unsicherheit.

»Wo kamen die Verwundeten her, die in Genua aufs Schiff gebracht wurden?« fragte sie.

»Von der 34ten.«

Drei Worte, als sei jedes weitere zu viel.

»Haben Sie Angst, dass ich Sie für einen Schwätzer halte?«

»Wir waren die Ersten, die nach England geschickt wurden, im Mai 1942«, sagte er. »Sie haben uns nach Algier gebracht. Dort haben die Vichy-Franzosen mit Acht-Achtern Scheibenschießen auf uns veranstaltet. Wir haben uns nach Tunesien vorgearbeitet, dabei sind über zweitausend verreckt. Im September 43 ging's nach Salerno. Am Abend davor hieß es, die Italiener hätten kapituliert. Wir haben uns besoffen. Morgens sind wir ins Feuer von drei deutschen Divisionen gerannt. Von meinen Freunden war Jimmy der Einzige, der's überlebt hat.«

Davis' Stimme klang ganz unbeteiligt. »Wir sind nach Norden und haben in gut sechs Monaten weniger als hundert Meilen Gewinn gemacht. In den Bergen konnte der Nachschub wegen dem vielen Geröll und Schnee nur mit Mauleseln rangeschafft werden. Der Schlamm hat die Zehen gefressen, nachts haben sich Hunde über die Toten hergemacht. Als wir damals ausgerückt sind, hat Jimmy zu mir gesagt: »Kann sein, dass Krieg die Hölle ist, aber wir werden einen höllisch guten Krieg haben.« Jetzt liegt er in Purple Heart Valley, so haben wir eine von den Schluchten getauft.« Davis hielt Paula seine Old Golds hin. Sie lehnte ab, er klopfte eine aus der Packung. »Im Januar darauf sind wir im Schlachthaus von Monte Cassino gewesen. Es soll demnächst einen Film darüber geben, stand in *Stars and Stripes*. Mit einem Robert Mitchum; nie von dem gehört.«

»Er hat in *Thirty Seconds Over Tokyo* mitgespielt.«

»Kann er was?«

»Traurig gucken.«

»Dann ist er der Richtige.« Davis hielt seine Zigarette, wie Mitchum sie halten würde. »Im Juni haben wir den Stoß gegen Rom angeführt, auch dort waren wir beim Sterben die Ersten. Der General hat ans Kriegsministerium geschrieben und verlangt, dass wir heimdürfen. War reine Papierverschwendung. Vorgestern ist unser Konvoi neunzig Meilen südlich von hier in eine Sprengfalle der Rothemden gebrettert. Haben Sie den Jungen ohne Hände gesehen?«

Paula nickte.

»Das war Benny Lawrence. Kannte ihn drei Jahre, hab ihn nie lachen sehen.«

Es ging immer weiter in die Berge. In einem Tal das Wrack einer Vickers. Raben stiegen von der zerbrochenen Glaskanzel auf. Blaue und rote Pflanzen blühten. Sie wusste nicht, welche, kannte sich mit der Natur nicht aus. »Wieso soll ich zur 34ten, hat man Ihnen das gesagt?« fragte sie.

»Nein. Und ich kutschiere Sie nicht zur 34ten, sondern zum IV Corps, steht vor Mailand; dort sind vorgestern die Jerrys vor den Partisanen stiften gegangen. Was können Sie denn?«

»Tippen und übersetzen.«

»Sie haben einen Akzent«, sagte Davis. »Deutsch?«

»Ja. Mein Vater war Amerikaner.«

»Meiner war Wolgadeutscher, hat sich von Hans Drübniß in Harold Davis umbenannt. Mein zweiter Vorname ist Fritz, von meinem Großvater.« Er wechselte ins Deutsche. »Ich bin aus Hastings in Nebraska, dort ist Deutsch quasi Amtssprache. Wie isses so im Teutoburger Wald?«

»Kalt.«

»Kälter als in Nebraska wird's nicht sein.«

Auf einmal verlangsamte er das Tempo. Aus dem Unterholz tauchten barfüßige Kinder auf, zwölf oder dreizehn Jahre alt. Karabiner schlackerten von den dürren Schultern, einer hatte einen viel zu großen Wehrmachtshelm auf dem Kopf.

Paula wurde heiß, als sie sah, dass der Mund des Jungen rot verschmiert war. Erst als er ihr unreife Kirschen aus einem verrotzten Taschentuch hinhielt, atmete sie aus. Dann sah sie die anderen Kinder auf der Lichtung. Sechs, auch mit Gewehren. Sie zielten auf einen Landser, der mit erhobenen Händen vor ihnen kniete. Tränen liefen übers verdreckte Gesicht. »Ich bin nur einfacher Soldat«, beschwor er die Kinder. Seine Stimme war von Angst zerschlagen. Sie musterten ihn neugierig, verstanden kein Wort. »Ich habe eine Frau und zwei Söhne, so alt wie ihr. Sie heißen Jan und Martin. Wartet, ich zeige euch ein Foto.« Überlangsam griff er an seine Brusttasche. Die Kinder schossen. Sie durchwühlten die Kleidung nach Brauchbarem, ohne nachzuschauen, ob der Mann noch lebte. Einer fand das Foto, warf es weg.

Davis gab Gas. Nach Meilen meinte er: »Bin kein Nazi. Das wird Hitler auch schwören, wenn er auf den Stuhl kommt.«

Einige Male musste er wegen Bombenkratern ins Gelände ausweichen. Dann öffnete die Landschaft sich zu einer Ebene, die Schnellstraße war noch nass von einem Starkregen. Paula sah ein Schild im Graben: *Milano 35*. Sie hörte dunkles Grollen, das anschwell, bis der ganze Jeep vibrierte. Vor ihnen kam ein Panzerkonvoi in Sicht. Auf den Shermans stand *Old Ironsides*. Sie waren mit Pin-ups von Betty Grable, Rita Hayworth, Jean Harlow beklebt. MG-Schützen dämmerten im infernalischen Donner, auf ihren Gesichtern eine Melasse aus Schweiß und Modder. Andere streiften Paula mit ausgelaugten Blicken. Alle trugen schwarze Armbinden.

»Was bedeuten die Armbinden?« fragte sie.

»Roosevelt ist tot«, sagte Davis. »Wussten Sie das nicht?«

Paula war sich nicht sicher, ob sie weinte, aber es fühlte sich so an. »Wann?« brachte sie heraus.

»Am Zwölften. Hirnschlag, hieß es.«

Sie schwiegen bis zu den ersten Ausläufern der Stadt, einem zerschossenen Castell, Industrieanlagen mit kalten Schloten, und erreichten endlich das Feldlager des IV Army Corps, drei Meilen außerhalb Mailands.

Davis übergab Paula an einen Corporal, der ihr eine Pritsche in einem großen Zelt zuwies, ohne ihr sagen zu können, wozu sie hier war.

»Sorry, Ma'am, ich soll Ihnen nur Quartier beschaffen.«

Ich habe mein ganzes Leben lang diesen Roman in mir gehabt und es nicht gewusst

Es lässt sich nicht immer sagen, warum etwas zu einem Roman wird und nicht zu einem Drehbuch, einem Gedicht oder auch zu einer Notiz auf einem Zettel, der in einer Schublade vergilbt. Bei *Ritchie Girl* ist es einfach. Kindheit in den Sechzigerjahren, die Erwachsenen noch verstört vom Krieg. Deutschland war ein weißer Hai, dem man die Flossen abgeschnitten hatte. Räuber und Gendarm auf Trümmergrundstücken, unter den Lehrern die alte braune Garde. Wer in der Schule das Hemd nicht ordentlich in die Hose steckte, wurde »halbgehenkter Jud'« genannt. Dies oder jenes »bis zur Vergasung tun«, das hörte man oft, einfach so. An Schläge waren wir gewöhnt. Einmal war ich mit der Schulklasse in Berlin. In meiner Erinnerung sah es noch immer aus, als wäre die Decke der Reichskanzlei über Speers Modell von Germania eingestürzt. Dann die Studentenbewegung, Willy Brandt; der erste Held meiner Jugend. Zwei Mal habe ich in meinem Leben wegen eines politischen Ereignisses geweint: bei Brandts Kniefall in Warschau und bei seinem Rücktritt als Kanzler. Ich saß im Wohnzimmer meiner Eltern vor dem Fernseher. Der Vater meines Vaters war aus der DDR zu Besuch, er durfte als Rentner reisen. Ich mochte ihn nicht, weigerte mich, ihn Opa zu nennen. Damals wusste ich noch nicht, dass er schon in den frühen Zwanzigern in die SA eingetreten war, ein »alter Kämpfer«, später Ortsgruppenleiter in Thüringen, nahe Buchenwald. Brandts Rücktritt hat er genossen, er war für ihn »der Vaterlandsverräter Herbert Frahm«. Ich ging aus dem Zimmer und habe nie wieder mit ihm gesprochen. Primo Levi, *Ist das ein Mensch?*, las ich mit fünfzehn. Viele Jahre später war ich zur Vorbereitung meines ersten Auschwitz-Dokumentarfilms in Polen, bei Tadeusz Szymański, einem Überlebenden, der seine vier Jahre im Lager nur bewältigen konnte, indem er diesen namenlosen Ort nie verließ. Er blieb nach der Befreiung in Auschwitz

und gründete mit elf anderen ehemaligen Häftlingen die Gedenkstätte. Bei unserer ersten Begegnung sah Tadek mich zittern; ich wagte kaum, ihm die Hand zu geben. Er legte den Arm um meine Schulter und ging mit mir zum Fenster seiner Wohnung. Wir schauten direkt auf den Galgen, an dem Rudolf Höß 1947 gehängt worden war. Es war ein frostiger Winter, und Tadek sagte: »Tut mir leid, dass es in meiner Wohnung so kalt ist. Stell dir vor, man hat das Gas abgestellt, ausgerechnet mir.« Er ließ mich weinen, lächelte. »Du bist doch gekommen, Andreas, und wir beide wissen, warum.« Er sah immer mich, nicht den Vater meines Vaters. Tadek ist schon lange tot. Meine Dankbarkeit ist geblieben.

Vor zwei Jahren las ich ein Buch über Camp Ritchie, Maryland, wo im Krieg deutsche Emigranten als Nachrichtendienstoffiziere der U.S. Army ausgebildet wurden. Im Spätsommer 1943 wurde dort ein Trupp des Women's Army Corps stationiert: die »Ritchie Girls«. In der Nacht wachte ich auf und dachte: Du hast dein ganzes Leben lang diesen Roman in dir gehabt und es nicht gewusst.

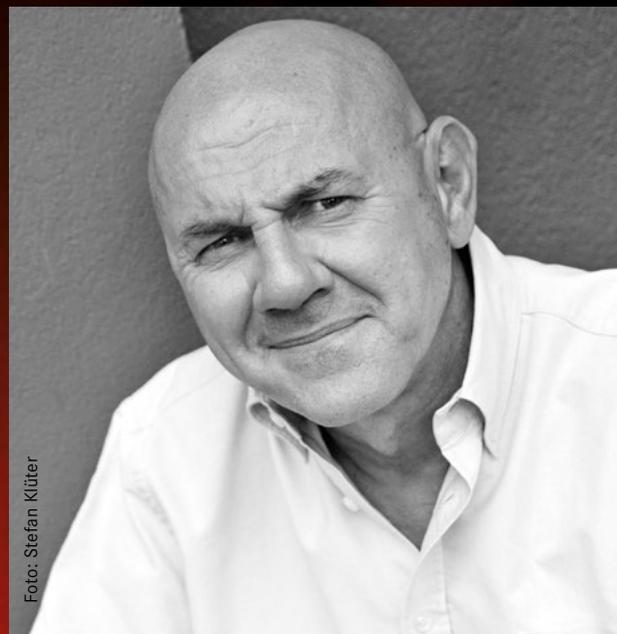


Foto: Stefan Klütter

»Am Schluss stehen wir alle vor uns selbst.«

Paula Bloom kehrt nach ihrer Ausbildung in Camp Ritchie, Maryland, als amerikanische Besatzungsoffizierin in ein zerstörtes und gebrochenes Deutschland zurück, das sie vor neun Jahren über Nacht verlassen hatte. Als Tochter eines amerikanischen Geschäftsmannes führte sie im Berlin der Nazizeit ein Leben im goldenen Käfig. Ein Leben, das eine Lüge war. Jetzt glaubt Paula, dass sie niemals vergeben kann. Nicht den Deutschen. Und nicht sich selbst.

Während in Nürnberg über die Hauptkriegsverbrecher gerichtet wird, arbeitet man in einem Camp der U.S. Army nahe Frankfurt längst wieder mit Nazitätern zusammen. Im Maschinenraum des Kalten Krieges haben Pragmatiker das Sagen, an deren Zynismus Paula verzweifelt. Hier trifft sie auf Johann Kupfer, einen österreichischen Juden, der den Amerikanern seine Dienste anbietet. Er behauptet, der größte Spion des Zweiten Weltkriegs gewesen zu sein. Paula soll herausfinden, ob das die Wahrheit ist. Doch wer die Wahrheit sucht, muss sie auch ertragen.

In einem Roman von ungeheurer erzählerischer Wucht schreibt Pflüger über Schuld und Scham, aber auch über Hoffnung und die Kraft der Liebe.

Andreas Pflüger wurde 1957 in Thüringen geboren. Er wuchs im Saarland auf und lebt seit vielen Jahren in Berlin. Zu seinen Werken zählen Theaterstücke, Hörspiele, Drehbücher, Dokumentarfilme und Romane. Nach Operation Rubikon und seiner preisgekrönten Bestseller-Trilogie um die blinde Elitepolizistin Jenny Aaron legt Pflüger nun seinen fünften Roman vor.



Camp King, Oberursel – Ein deutscher Ort

»Stille, kein Mensch. Camp King wirkte wie ein Lungensanatorium, dessen betuchte Patienten strikte Bettruhe hielten. Auf dem Giebel der Mountain Lodge krallte der Wetterhahn sich an ein Hakenkreuz.«

Es gibt Orte, an denen Geschichte sich extrem verdichtet. Was »Ritchie Girl« Paula Bloom 1946 im Taunus-Städtchen Oberursel antrifft und erlebt, ist weit weniger ausgedacht als man meinen könnte, es ist nur exzellent recherchiert und literarisch verdichtet.

Camp King – heute ein Wohngebiet mit Taunusblick – wurde schnell das wichtigste Verhörzentrum der US-Geheimdienste in Europa, mit Ende 1947 bereits 30 Tonnen Akten. In den gleichen Baracken, hatten die Nazis mehr als 40.000 abgeschossene Flieger der Alliierten vernommen. Davor war das »Durchgangslager Luft« (Dulag Luft) bei Frankfurt ein Reichssiedlungshof.

»Sie sind ein Ritchie Girl, Paula. Aus Ritchie schicken sie gute Leute«, sagte er.

Nach Kriegsende zog sogleich das Counter Intelligence Corps (CIC) ein, der Nachrichtendienst der U.S. Army. Zu den »Ritchie Boys«, die im Camp ein- und ausgingen, zählten die Emigranten Hans Habe, Stefan Heym oder Georg Kreisler, der hier u.a. Julius Streicher vernahm und abends dann böse Lieder schrieb. Henry Kissinger gab Seminare, und Klop Ustinov vom britischen Security Service (SSI), dessen Sohn später Filmkarriere machte, versuchte den rätselhaften Richard Kauder alias Klatt zu knacken, Gehlens besten Agenten der »Fremde Heere Ost« und möglicherweise ein Hochstapler. Andreas Pflügers tragische Figur Kupfer ist daran angelehnt.

Auch Klaus Barbie war mehr-

fach in Camp King, wurde angeworben. Jahre vor der Gründung der Bundesrepublik begann hier bereits der gemeinsame Kampf gegen den neuen Feind, den Kommunismus; es wurde an der neuen westlichen Sicherheitsarchitektur gezimmert. Mit den sich spinnefeinden Abwehr-offizieren Baun und Gehlen entstand unter US-Obhut die Keimzelle des Bundesnachrichtendienstes.

Aber das ist nicht alles. Eugen Kogons Studie »Der SS Staat« wurde in Camp King geschrieben, auch die Anklagen der Nürnberger Prozesse sind mit dem Ort verbunden, Robert M. W. Kempner ließ sich für längere Zeit in Oberursel nieder. Gleichzeitig gab es

die Musterungen für »Operation Paperclip«: das Aussieben geeigneter Wissenschaftler und Techniker für eine Zusammenarbeit mit den Alliierten.

Viel Nazi-Prominenz und Wehrmachtsgeneralität wurde durch Oberursel geschleust, darunter Hanna Reitsch, Fritz Thyssen, Goebbels Lieblingsjournalist Giselher Wirsing, der SS-Barde und Himmler-Vertraute Hanns Johst oder Hitlers Zahnarzt Dr. Hugo Blaschke. US-General Lucius D. Clay, 1947 bis 1949 Militärgouverneur der amerikanischen Besatzungszone in Deutschland, lebte im benachbarten Bad Homburg. Im nahen Königstein waren Wehrmachtshistoriker um den Ex-Generalstabschef Franz Halder dabei,

die deutschen Feldzüge für die »History Section« der U.S. Army bis ins Detail darzustellen – und nebenbei die Legende von der »sauberen Wehrmacht« zu etablieren. Direktoren der IG Farben hatten ihre Domizile in Oberursel; ihr letzter Vorstandsvorsitzender Georg von Schnitzler wurde hier verhaftet und verstand gar nicht, warum man ihm Handschellen anlegte. Das IG-Farben-Haus im Frankfurter Westend wurde ab 1945 zum Hauptquartier der US-Army für Europa und beherbergte dann auch die CIA. Deren späterer Direktor, der OSS-Mann Allen Dulles, hatte schon vor dem Zweiten Weltkrieg Aktien des Unternehmens besessen, kannte das Gebäude. Vom »Farben-Building« gab es eine direkte Straßenbahnanbindung an den CIA-Motorpool und an Camp King. Im Kalten Krieg wirkte dort eine Truppe handfester Verhörspezialisten, die als »Rough Boys« berüchtigt waren. Das ging bis zu Versuchen mit Gehirnwäsche. Der Vorschein von Jason Bourne lässt grüßen.

P.S.: Mein Wohnort Bad Soden am Taunus liegt zwölf Kilometer Luftlinie von Camp King, und ich hatte das Vergnügen, Andreas Pflüger bei den Vor-Ort-Recherchen zu begleiten. Was soll ich sagen? Zweifellos könnte er jederzeit Investigativ-Journalist werden, aber ich freue mich, dass er sich für die Literatur entschieden hat. Solch ein Buch wie *Ritchie Girl* habe ich über die deutsche Vergangenheit noch nicht gelesen.

Alf Mayer, Journalist, Kritiker und Herausgeber des Internetmagazins CulturMag, arbeitet zurzeit an einem Buch über Oberursel.

Interview mit Bodo Hechelhammer

Herr Hechelhammer, wie kam es zu dem Austausch zwischen Ihnen und Andreas Pflüger, und wie sah Ihre Zusammenarbeit aus?

Der Kontakt kam vor einigen Jahren über einen gemeinsamen Freund zustande. Wir haben uns alle drei einmal zum Essen verabredet. Da ich mich intensiv mit der Entstehungszeit des BND beschäftigt habe, gerade auch über die Wurzeln in Hessen, erzählte ich darüber. Über die verwundenen Lebenswege von Reinhard Gehlen und Hermann Baun, über ihr Wirken für die amerikanischen Geheimdienste direkt nach Kriegsende. Andreas fand das Thema sofort spannend, und ihm war klar, darüber müsse man doch einen Roman schreiben. Das hat er getan und akribisch recherchiert. Wir haben uns regelmäßig zu einzelnen historischen Personen, deren Charaktereigenschaften und Motiven oder den Handlungsorten ausgetauscht, oder Fragen und Begrifflichkeiten der Geheimdienstgeschichte diskutiert. Ich habe meine Einschätzungen mitten im Entstehungsprozess des Romans mitgeteilt, immer wenn er Fragen hatte. Das war spannend. Es entstand dabei ein schöner Dialog, der für mich zugleich herausfordernd war, weil Andreas sich nach kurzer Zeit in die Materie sehr tief eingegraben hatte.

Aus der Organisation Gehlen, deren Anfänge in Camp King *Ritchie Girl* beschreibt, ist schließlich der BND hervorgegangen. Wie ist es dazu gekommen?

Reinhard Gehlen, der Chef von Fremde Heere Ost (FHO), Dienststelle zur Bewertung der Feindlage im Osten, wusste, dass es mit dem Endsieg wohl nichts werden würde. Zusammen mit Hermann Baun, Chef einer Frontaufklärungsstelle, und einer Handvoll eingeweihter Mitarbeiter, versteckte er sich im April 1945 im Alpenraum. Zudem hatte man sämtliche Informationen über die Rote Armee kopiert,

mitgenommen und versteckt. Ihr Wissen über die Sowjets sollte ihr Faustpfand sein, um sich den Amerikanern zum eigenen Nutzen andienen zu können. Tatsächlich ging der Militärgewanddienst der USA darauf ein. Ganz im Verborgenen fertigten Gehlen und seine Leute zunächst in Amerika Geheimdienstberichte über die Sowjetunion an, während Baun seine Agentennetze von Deutschland aus spann. Am 1. April 1946 begannen die deutschen Geheimdienstmitarbeiter gemeinsam unter der Deckbezeichnung RUSTY geheimdienstlich für die USA zu arbeiten. Dafür wurden ihnen Save Houses in Oberursel, die Opel Jagdvilla und das Schloss Kransberg zur Verfügung gestellt. Die Wurzeln des BND liegen also in Hessen.

In Ihrem Nachwort zum Roman sprechen Sie über das Verhältnis von Politik und Moral. Sind die beiden Sphären wirklich unvereinbar?

Nach Machiavelli war die Trennung von Politik und Moral sogar Grundvoraussetzung für einen stabilen Staat. Konsequenterweise gedacht, lässt sich Moral am Ende binär in Gut und Böse herunterbrechen; in Schwarz und Weiß. In der Politik, also der Kunst des Machbaren, gibt es aber dazwischen viele Grautöne. Politik zeichnet sich eben auch durch Kompromisse und pragmatische Entscheidungen aus. Der politische und der moralische Handlungsraum, müssen daher nicht immer deckungsgleich sein.

Kann ein Roman historische Wirklichkeit überhaupt einfangen?

Wenn er gut recherchiert und schlüssig geschrieben ist. Historiker behaupten oft, dass nur sie die Vergangenheit korrekt und wirklich darstellen. Doch Vergangenheit ist auch nur ein Deutungsrahmen für die Wahrnehmung historischer Ereignisse. Geschichte ist gedeutete Vergangenheit.

Sie selbst haben u. a. über den Doppelagenten Heinz Felfe publiziert. Ein spannender Stoff für einen großen Roman. Würden Sie manchmal gerne mit dem Romancier Pflüger tauschen?

Heinz Felfe ist definitiv ein ganz großer Romanstoff. Nur zu gerne würde ich einen Roman schreiben, wenn ein Verlag Interesse zeigt. Allein schon auf den ganzen Fußnotenapparat und die ständigen Quer- und Literaturverweise verzichten zu können, das muss traumhaft sein. Aber ich bin nicht vermessen und weiß, dass es ein anderes Genre ist und vollkommen andere Fähigkeiten verlangt. Dramaturgie, Erzähltechnik, Spannung und Lesbarkeit der Geschichte haben definitiv mehr Bedeutung für das Funktionieren eines Romans als etwa für ein wissenschaftliches Fachbuch. Und sich einem weißen Blatt zu stellen, ist schwieriger, als sich anhand vorhandener Akten zu orientieren. Definitiv kann nicht jeder einen Roman schreiben. Und nur sehr wenigen gelingt ein guter. Was aber Andreas Pflüger mit seinem einmaligen Sprachgefühl bei *Ritchie Girl* gelingt, ist einfach grandios, weil atmosphärisch dicht und historisch authentisch. Pflüger hat damit die literarische Auseinandersetzung mit deutscher Vergangenheit auf ein vollkommen neues Niveau gehoben und Maßstäbe gesetzt.

Bodo V. Hechelhammer ist promovierter Historiker mit Schwerpunkt Geheimdienstgeschichte und arbeitet seit langem beim Bundesnachrichtendienst. Inzwischen leitet er das Historische Büro der Behörde und trägt mit seinen Arbeiten nicht unmaßgeblich zur Aufarbeitung der Geschichte des BND bei.

